

Öst-Westlicher Divanⁱ

Lyrik, moderne zumal, muss, wenn sie ohnehin nicht gleich als Zumutung verworfen wird, die Hoheit ihrer Schwelle mit Schwerverständlichkeit, ja Unlesbarkeit erkaufen, um nicht in das „Kleingeld des Alltagsgeredes (Mallarmé)“ eingewechselt zu werden. So kann es lange dauern, ehe eine leise, fremde Stimme nach außen dringt und am Echo derer wächst, die sie vernommen haben.

Ein solcher Fall ist Edmond Jabès; 1912 in Kairo geboren, mit italienischer Staatsbürgerschaft, aber französischsprachig aufgewachsen; 1991 im Pariser ‚Exil‘ gestorben. Erst gegen Ende seines Lebens beginnen seine Texte weitere Kreise zu ziehen. In Deutschland verdankt er einiges Felix Philipp Ingold. Jabès ‚Dichter‘ zu nennen wäre ungenau. Zuviel bildlose Prosa zerklüftet seine metaphorischen Gleichungen. Von der Verantwortung ist zuletzt oft die Rede. Doch allen Spruchweisheiten und Sinnsätzen zum Trotz ist Jabès kein Moralist. Er geht letzten Gründen nach, veranstaltet Bewegungen zum Ursprung. Ein poetischer Philosoph also? Doch „Evidenz“ hat er immer als eine Gefährdung des Denkens verstanden. Deshalb lässt er etwas Gesagtes nur gelten, wenn es zugleich auch Anwalt des Nicht-Gesagten ist. Vollständig darf sich ein Wort erst wähen, sofern es auch seinen vernichtenden Widerruf auf sich nimmt. Dekonstruktivistisch wurde das genannt; doch wäre es die billigste Lösung.

Gewiss, Jabès sagt es selbst, die Bücher seit seiner Gedichtsammlung „Ich baue meine Bleibe (1959)“ sind alle nur Umschreibungen (im doppelten Sinne) des einen, unerreichbaren Buches. Kaum dass noch Spuren auf eine Geschichte hin gelegt werden, schon gar nicht auf die ‚Großen Geschichten‘ (Lyotard), in denen abendländisches Denken Platz zu nehmen pflegt. Jabès'-Texte haben auch keine Gattung. Sie gehorchen am ehesten, und mit der ganzen Unbedingtheit moderner Kunst, dem Geiste des alten, jüdisch-christlichen Prinzips der Stilmischung und bestreiten damit das griechisch-heidnische Gegenprinzip der Stiltrennung. Hier, zwischen Logos und Pneuma, zwischen eigentlichem und uneigentlichem Sprechen hat Jabès sein Werk aufgestellt. Es trifft ihn deshalb vielleicht am besten, wenn man ihn als einen Schriftgelehrten der Moderne bezeichnet.

Der biblische Anklang hat gute Gründe. Jabès sah in seinem persönlichen Geschick des Heimatlosen, des Exilierten das Geschick seines Volkes gespiegelt. Er war sich Jude in mythischem Maße: „ewiger Jude“. Seine Existenz ist im Triptychon der Entfremdung festgelegt, das die Geschichte vor ihm aufgerichtet hat: dass der „Prophet im Zorn über sein Volk die Gesetzestafeln zerbrach“ und den Zusammenhang der einen Schrift fremd machte; dass die Römer den Tempel zerstörten und Thora und Gott auch räumlich

verunklarten; und dass das Volk in alle Welt zerstreut und zu einem Leben in der „Differenz“ verurteilt wurde.

Es hat auf diese dreifache Diaspora jedoch mit einer zweiten Genesis geantwortet. So wie der „Eine“ in einem Akt der Entäußerung die Welt und den Menschen durch sein Wort hervorgerufen hat, so kann sich der Mensch in einer kleinen Analogie diesem Abwesenden durch die sprachliche Entäußerung seiner selbst wieder nahebringen. Entäußerung: darin ist alles enthalten. Es heißt einerseits: von sich absehen, „niemand mehr sein“, „mein Leben mit einem Strich durchstreichen“ (wie es im „Fremden mit einem kleinen Buch unterm Arm“ steht und an Heidegger erinnert). Es verheißt dafür: ganz aufgehoben werden in der Äußerung. „Meine Heimat“, sagt Jabès deshalb, „ist meine Sprache“; Schreiben daher die einzig verbleibende Ortsbildung im Nirgendwo des Exils.

Solche Äußerung in der Sprache hat eine abgründige ‚Poetik‘: es ist der biblische Leidensweg durch die Wüste. „Die Wüste war mein Land“, heißt es vom Fremden in „Das Gedächtnis und die Hand“ (für unlesbare Texte sind beide höchst lesbar übersetzt und das eine mit Handballendruckern wie Zitate hebräischer Schriftzeichen sensibel kommentiert). Ihre weglose Weite macht jeden zum „Irrenden“ (frz. „juif errant“), zum „Nomaden“, dessen eigentliches Ziel das Unterwegssein ist. Ihre „Leere“, das „Schweigen“ und die „Abwesenheit“ aber geben ein Sinnbild der ärgsten aller Fremderfahrungen: des verborgenen, schweigenden, abwesenden Gottes. Er, das Ein-und-Alles, ist allein in seiner „unendlichen Abwesenheit“ als umfassendes „Nichts“ noch zu erfahren. Wer dieser Entfremdung entkommen will, so der paradoxe Schluss von Jabès, dem bleibt nichts als sein Fremd-sein ganz zu *sein*, sich selbst zu ‚verwüsten‘ und in dieser Vernichtung „der Wirklichkeit des Nichts“ ähnlich zu werden. Es ist der mystische Weg der ‚annihilatio‘. Jabès bezieht dabei ausdrücklich die unsäglichste aller Verleugnungen mit ein: Auschwitz.

Dieses Werk der „Auslöschung“ aber – ein Leitwort – versteht am besten – der Schriftsteller. Er ist, wie der Jude, „der Fremde schlechthin“. Nur dass *seine* Wüste die Sprache ist. Wie „eine Hand ragt“ sie „aus dem Nichts“. So hatte Moses den Buchstaben des Gesetzes empfangen; so nur vermag auch der Schriftsteller noch etwas vernehmbar machen. Jabès setzt dabei auf ein rettendes Modell: es ist die Hermeneutik der mündlichen Thora, die Kabbala. Sie hatte dem zerstreuten Volk Israels einen unzerstörbaren Sprachtempel errichtet. Überall da, wo die Thora im Namen des Abwesenden um und umgewendet wird, erhält er eine „Bleibe“ in der Rede über seinen Buchstaben. Sie schafft dadurch „einen permanenten Versammlungsort eines neuen Volkes“. Doch wie die Thora den Namenlosen nicht nennen kann, muss auch jede andere sprachliche Aussage letztlich uneigentlich

bleiben. Für Jabès Ursprung einer radikalen Sprachkritik. Sagen ist intransitiv. Es kann allenfalls im Verzicht auf ‚etwas‘ von dem Mitteilung machen, was sich ihm entzieht. Es lässt Sprechen höchstens als Entsprechen gelten, als Eingrenzung einer Aussparung. Nicht Klarheit, „einzig der Schatten spürt den Weg“. „Das Wesentliche wird (deshalb) gewesen sein, die Frage zu erhalten“. Antworten sind auf feste Positionen aus; das Eigentliche aber ist nur auf dem Leidensweg der Negationen zu haben, wie in Kafkas *Schloss*.

Entsprechend schreibt Jabès. Kein Satz, keine Geste oder Bildfeld, die nicht sofort wieder unterbrochen würden. Jedes Element erscheint wie herausgerissen aus einem Zusammenhang, der nicht geschrieben steht. Die Weiße, die Leere einer Seite ist ebenso ‚bedeutend‘ wie die Schwärze der Schrift. Anagrammatische Wortstürze, Charaden und Auseinanderfügungen bemühen sich darum, den Text zum Dementi seines Textes zu machen. Gleichbleibend ist nur die Absicht: „Die Wörter auslaufen zu lassen“, damit durch diese „Auslöschung“ hindurch kund wird, dass sie das Wesentliche nur verschweigen können. Jabès macht den Schriftsteller zum Lehrer einer paradoxen Fremdsprache des Schweigens. Sie will verhindern, dass Texte ‚etwas‘ aussagen, um dadurch etwas hereinzulassen, das nur in dieser Auslassung zu haben ist.

Jabès also ein poetischer Rabbi? „Häretiker“ eines „post-religiösen Judentums“ und einer „atheistischen Spiritualität“ hat man ihn vielmehr genannt. Aber das geht im Grunde an seinem Problem vorbei. Woran ihm liegt, zeigt sich an seinem Adressaten. Er wendet sich an eben die, die ihn selbst zum Fremden gemacht (aber auch aufgenommen) haben. Allgemeiner: der orientalische Jude dialogisiert mit der abendländischen Denkgemeinschaft. Sein Werk ist eine Art „Ost-Westlicher Divan“. Dessen verwundete Sprache jedoch zeigt, wie fern das Einvernehmen ist, aus dem Goethe noch zwanglos das Gleichnis einer Erneuerung ziehen konnte.

Doch wie sich Gehör verschaffen in der okzidentalen „Zitadelle“ der Vernunft? Jabès hat eine fundamentale Entdeckung gemacht. An den Modernisten Max Jacob, Eluard, Bataille, Blachot, Leiris, für ihn Text- und Gesprächspartner, muss ihm aufgegangen sein, dass die talmudistische und kabbalistische Kunst der Zeichen mit der avantgardistischen Poetik des Maches verblüffend übereinstimmt; wohl auch, in welchem Maße religiöse Sprache poetisch verfasst ist. Nach abendländischem Verständnis aber darf Kunst noch immer als der Bezirk gelten, der gegen alltägliche Misshandlungen durch die Sprache poetisch am ehesten geschützt ist. Auf diese Kunstreligiosität setzt Jabès, um sich verständlich zu machen („dem Himmel näher ist das poetische Wort“). Darum zieht er „dem Philosophen den Denker vor und dem Denker den Dichter“.

Wer bereit ist, ihm dahin zu folgen und „bei jedem Schritt eine Wand zu fällen“, der wird mit – Kritik belohnt. Jabès übt – versöhnende – Fundamentalkritik. Sein Werk *ist*, in vollem Bewusstsein, die nach Auschwitz nicht mehr mögliche Lyrik: Unlyrik. Wenn er gebrochen redet, dann um den zur Rede zu stellen, der solche Verwüstungen zugelassen hat: den „Vater des Logos“. Jabès, der Fremde unterwegs, strengt ein Zwiegespräch an gegen den Herrschaftsanspruch der Bleibenden. Ihr stationäres Denken ist ihnen ‚ultima ratio‘. Er aber: „Schenk deinem Denken keinerlei Glauben“. Die Skepsis sitzt tief, dass eine noch so strikte Abfolge verlässlich irgendwohin führt: „Der Geist ist ohnmächtig, den Geist zu denken“. Jabès trifft das Konstrukt des abendländischen Rationalismus an seiner dunkelsten Stelle: dass er der Vernunft zugetraut hat, die Welt und zugleich sich selbst aufzuklären. Dieser Selbstgewissheit stellt er die Weisheit des Fremden entgegen. Dieser ist bewusst in den „Rahmen seiner natürlichen Widersprüche“ eingetreten. Könnte man den Tag ohne die Nacht denken? So ist das Ganze oder „Eine“ auch nur zusammen mit seiner Kehrseite, dem Nichts erhältlich. Erkenntnis liegt in der ausgehaltenen „Differenz“.

Jabès ist damit mehr als nur ein einzelner Rufer in der Wüste. Er steht in einer Front mit Deleuze, Guattari, Lévinas, Cioran oder Barthes. Vor allem ist der Fall Jabès auch ein Fall Derrida. Bereits in den 60iger Jahren hatte sich der eine im andern erkannt. Derrida ist ins Buch Jabès als *Reb Rida* eingetragen, hat sich mit diesem kabbalistischen Anagramm als Sprachbruder selbst identifiziert. Damals war noch einhellig, was „Grammatologie“ bedeuten konnte. Sie steht eben für ein „anderes“ logisches Prinzip, dem auch Jabès den Weg bereiten möchte. Mit dessen Hilfe vermag die Grammatik unser Leben voller Fragen zu erhalten. Ihr Erfolgsgeheimnis: im Gegensatz zu den restriktiven Gesetzen des Verstandes bieten ihre Regeln auch noch der Ausnahme, dem Fehler, dem veralteten, dem lasterhaften und undeutlichen Reden Unterkunft. In der Literatur hat sie sogar den Fall vorgesehen, dass sie als Ganzes in Frage gestellt werden kann. Selbst ihre Leugnung wäre also noch Teil ihrer Ordnung. Diese ‚negative Dialektik‘ als Lebensprinzip zu befestigen, dafür stand ursprünglich das (talmudistische) Wort der ‚Differänz‘. Es setzt auf supplementäres Denken, gegen den Alleinvertretungsanspruch des Autoritären.

Als Dekonstruktivismus hat es heftige Kreise gezogen, musste wesentlich auch das Geschäft der Postmodernismen über Wasser halten. Doch der Erfolg Derridas ist, von Jabès her gesehen, erkaufte mit Enteignung. Sein Dekonstruktivismus ist weniger von, als mit ihm gemacht worden, in New Haven oder Irvine. Von dem offenen Gespräch, das er mit dem rationalen Begriff von Moderne führen wollte, ist er wohl zum Gespräch geworden, das die Moderne über sich *selbst* führt. Denn bisher hat sie noch immer überlebt, indem sie

das ihr Entgegenstehende vernichtet oder vereinnahmt hat. Insofern wäre dieser Dekonstruktivismus nicht Zeichen für ihr nahes Ende, sondern geradezu Bestätigung ihrer Vitalität. Während Reb Rida darüber zum Philosophen Derrida wurde, ist Jabès ungleich näher bei der Auffassung Abels geblieben, die Kain erschlagen haben wollte.

ⁱ EDMOND JABÈS: *Ein Fremder mit einem kleinen Buch unterm Arm*. Aus dem Französischen von Jürgen Ritte. München Wien (Edition Akzente, Karl Hauser Verlag) 1993.

EDMOND JABÈS: *Das Gedächtnis und die Hand*. Aus dem Französischen von Felix Philipp Ingold; Bilder von Elisabeth Masé. Arbeiten auf Papier I. Münster (Kleinheinrich-Verlag) 1992.

– Original: *Un étranger avec, sous le bras, un livre de petit format*. Paris (Gallimard) 1989.